Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: J.P. Hebels "Allemanische Gedichte" [Schluss]
Autor: Gessler, Albert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575237

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Stadtklatsch. Kopfleiste von Hans Meyer-Cassel.

J. P. Hebels „Allemannische Gedichte".

Ein Jubiläum.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Albert Geßler.**

(Schluß).

Der erste, der literarische Kritik übte, war Johann Georg Jacobi in Freiburg. Schon in der Buchhändleranzeige des „Breisgauer Wochenblattes" von 1802 (6. September) hatte es geheißen, „daß Hr. Professor Jacobi, dem einige Stücke im Manuskripte mitgeteilt worden, das günstigste Urteil über diese sich durch Neuheit und Gedankenfülle auszeichnenden Gedichte gefällt und den Herrn Verfasser zur Herausgabe der ganzen Sammlung aufgemuntert" habe. Sofort nach dem Erscheinen der Gedichte hatte er dann, wie Hebel seinem Zenoides mitteilt, den Gedichten im Allgem. Intelligenzblatt für das Land Breisgau Nr. 16 unter der Rubrik „Vaterländische Poesie" „ein gar schönes Testimonium ausgestellt. Du kannst dir vorstellen, wie sehr mich der öffentliche Beifall dieses Mannes freut und wie sehr ich mich durch denselben geehrt fühle. Sogar mit einer Uebersetzung ins Hochdeutsche hat er ‚Freude in Ehren' gekrönt. Aber fast mehr noch als die eigene Ehre freut mich die, welche er durch sein Zeugniß dem Dialekt unseres Vaterlandes anthat. Er hält es für einen gelungenen Einfall, ‚daß der Verfasser zu seinen Gesängen sich der reichhaltigen, körnichten Sprache seiner vaterländischen Gegend bedient, die außer ihrer Naivetät noch wegen der Abkürzungen, die sie gestattet, einen Dichter in den Stand sezt, in wenigen Zeilen vieles zusammenzufassen. — Nicht zu leugnen ist es, daß diese Mundart zum Reitze der all. Gedichte vieles beytragt; ohne sie gienge manche Schönheit verlohren, ꝛc.' Nu, wenn doch by Gott äfange so ne Ma so näumis seit!" [1]) Von dem Geist der Gedichte sagte diese Besprechung ferner, er sei, „ohne sich dafür zu halten, Original." Aehnlich sprach sich Jacobi in dem von ihm herausgegebenen Taschenbuch „Iris" aus (1804 S. 128) [2]).

Interessant ist das Urteil von Hebels erklärtem Lieblingsschriftsteller Jean Paul, das dieser im November 1803 in einem Brief an den Herausgeber der „Zeitung für die elegante Welt" abgab und das er später in „Dr. Katzenbergers Badereise" als „Werkchen Nr. II" aufnahm: „Eben habe ich," heißt es da, „zum fünften oder sechsten Male eine Sammlung Volkslieder von einem Dichter gelesen, welche in den Herderschen stehen könnte, wenn man in einen Blumenstrauß wieder einen binden dürfte. Sie betitelt sich: ‚Allemannische Gedichte' . . . Ihr Dichter „hat für alles Leben und alles Sein das offene Herz, die offenen Arme der Liebe, und jeder Stern und jede Blume wird ihm ein Mensch . . . Er ist naiv — er ist von alter Kunst erhellt und von neuer erwärmt — er ist meistens christlich-elegisch — zuweilen romantisch-schauerlich (z. B. in der hohen Erzählung der Karfunkel) — er ist ohne Phrasen-Triller — er ist zu lesen, wenn nicht einmal, doch zehnmal, wie alles Einfache. Mit andern, noch bessern Worten: das Abendrot einer schönen, friedlichen Seele liegt auf allen Höhen, die er vor uns sich hinziehen läßt — poetische Blumen ersetzt er durch Poesie." Hebel selbst war dieses Urteil über seine Gedichte das allerliebste:

[1]) Becker, S. 142 f. [2]) Behaghel, S. XI. f.

„Ich habe noch kein schöneres Lob davon gelesen als das seinige in der Zeitung für die elegante Welt," schreibt er an Gustave [1]). Aus Hebels eigenem Bericht an Hitzig hören wir ferner, „daß Ludwig Tieck die Gedichte schön finde und übersetzen wolle, und der Oberdeutsche Recensent [2]) tröstet mich für die verkannte Volkspoesie mit der nahen Herrschaft der Schellingischen Schule." Diese Nachricht war es, der Hebel das Wort vorangesetzt hatte: „O daß ich die allemannischen Gedichte nie geschrieben hätte!" In einem spätern Brief Hebels (1805) hören wir: „Mad. Voß läßt mir sagen, daß eine Recension der allem. Gedichte von Goethe nächstens in der Jenaer A. L. Z. erscheinen werde. So hoch mir Goethes Name tönt, so hätte ich sie doch lieber von Voß selber gesehn." [3]) Dieses Wort ist charakteristisch für den Jean Paul-Freund, der z. B. von den Xenien Schillers und Goethes nur etwa fünfzig in einer Rezension gelesen hatte. Es ist ferner sehr bezeichnend, daß Goethe seine eigene berühmte Besprechung [4]), die in der „Jenaer Allg. L.-Z." Nr. 37 vom 13. Februar 1805 erschien, durch den Herausgeber vor dem Druck Vossen hat unterbreiten lassen. Wie entzückt übrigens Goethe von den „Allemannischen Gedichten" war, wissen wir von dem jüngern Voß, dessen Bericht über einen Abend im Januar 1805 wir im ersten Jahrgang dieser Zeitschrift schon einmal abgedruckt haben [5]). Wir wollen hier Goethes Besprechung nicht eingehender behandeln; wir denken, jeder Hebelfreund kennt sie. Schiller meinte, als er sie gelesen hatte, am 27. Februar 1805: „Sonntagsfrühe möchte ich wohl in einer reinen hochdeutschen Dichtersprache lesen, weil die Mundart, wenigstens beim Lesen, immer etwas Störendes hat. Das Gedicht ist ganz vortrefflich und von unwiderstehbarem Reiz." Erwähnt sei ferner, daß dem großen Goethe das Lied „Sonntagsfrühe" auch bei der Abfassung von „Dichtung und Wahrheit", und zwar an einer der bedeutendsten Stellen dieser Bekenntnisse, wieder vor die Seele getreten ist. Er sagt (1814) im XI. Buche vom Leben in Sesenheim: „Ich genoß an der Seite des lieben Mädchens der herrlichen Sonntagsfrühe auf dem Lande, wie sie uns der unschätzbare Hebel vergegenwärtigt hat." Auch in den „Tag- und Jahresheften" hat er zum Jahr 1811 die Notiz: „Hebels abermalige Allemannische Gedichte geben mir den angenehmen Eindruck, den wir bei Annäherung von Stammverwandten immer empfinden." Und im ersten Heft von „Kunst und Alterthum am Rhein und Main" (1816) heißt es: „Wünschen wir sodann dem Oberrhein Glück, daß er des seltenen Vorzuges genießt, in Herrn Hebel einen Provinzialdichter zu besitzen, der, von dem eigentlichen Sinne seiner Landesart durchdrungen, von der höchsten Stufe der Kultur seine Umgebungen überschauend, das Gewebe seiner Talente gleichsam wie ein Netz auswirft, um die Eigenheiten seiner Lands- und Zeitgenossen aufzufischen und die Menge ihr selbst zur Belustigung und Belehrung vorzuweisen." — Auch die Hallesche „Allg. Literaturzeitung" brachte am 1. April 1805 einen verständnisvollen Artikel über die „Allemannischen Gedichte": „Den Leser wird sehr bald, sofern er nur einigen poetischen Sinn und ein offenes Herz mitgebracht hat, der reine Zusammenklang des Aeußern mit dem Innern fesseln, und er wird in kurzer Zeit die Neuheit des Gewandes gänzlich vergessen, um sich der innern Fülle, Schönheit und Anmut zu freuen." In seiner „Flora Badensis" hatte Gmelin eine Blume (Anthericum calyculatum L.) zu Ehren Hebels Hebelia genannt, und ein Rezensent der „Flora" hatte dazu gesagt: „Der Name Hebelia wird von nun an in unserm Gedächtnisse die Verdienste eines Dichters zurückrufen, der durch seine unnachahmlichen Gesänge unser ästhetisches Gefühl ebenso unwiderstehlich bezaubert hat, als Theokrit durch die Töne seiner sikelischen Muse in dem dorischen." Behaghel nennt noch, außer Stellen im „Jason" (1809) und in Stöbers „Alsa", den Puristen Christian Hinrich Wolke, den Juristen Friedr. Karl von Savigny und den Dichter Chr. Aug. Tiedge als Lobpreiser der „Allemannischen Gedichte". Tiedge erzählt, daß er sie mit Aufbietung seiner besten Kräfte ins Hochdeutsche übersetzt habe. Kaum damit fertig, habe er sich jedoch überzeugt, daß die wunderliebliche Einfalt und Anmut des Originals unübertragbar sei und habe seine Uebersetzung dem Kaminfeuer übergeben. Ob Hebel das gewußt hat? Tiedge war im Sommer 1806 in Karlsruhe und hat mit Hebel verkehrt. Dieser sagt von ihm zu Zenoides, Tiedge sei „ein gar interessanter Mann, von gesetzten Jahren, und, wie es scheint, von gutem Korn, bey dem man sich schon in der ersten Minute ungenirt und froh, wie beym Wiedersehn eines lieben, alten Bekannten fühlen kann." [6]) Jedenfalls ist unserm Dichter Tiedges Vorgehen mit seiner Uebertragung lieber gewesen als die Arbeit eines Professors Fellner in Freiburg und anderer Uebersetzer. Außerdem hat Hebel 1806 Tieck, später Jakob Grimm, Max von Schenkendorf, Varnhagen von Ense und im Oktober 1815 auch Goethe gesehen, die ihn sämtlich — nicht immer zum Vergnügen des stets ungenierten Proteusers — besuchten. Am meisten Freude hatte er am Besuch Vossens. Von diesem Dichter, dessen plattdeutsche Idyllen nach Behaghels Vermutung [7]) überhaupt „wohl in Hebel die Idee der mundartlichen Dichtung erweckten", schreibt er im schon erwähnten Brief vom 3. Weinmonat 1804 begeistert an Hitzig [8]): „Es ging nemlich abermal ein merkwürdiger Stern durch unsern Horizont. Aber kein röthlicher Komet mit geborgtem Licht und einem erleuchteten Luftschweif hinterher noch voraus, sondern ohne Schweif ein lichter ruhiger Fixstern, der schon aus der Ferne erfreut und erquickt, wie alle Fixsterne, und in der Nähe erwärmt, wie alle Sonnen . . . Er war eine ganze Woche hier samt seinem ebenfalls interessanten Weibe und hat . . . manchmal sein ruhiges Ja ausgesprochen, während er seine Trauben aß oder sein Pfeiflein rauchte . . . Ich war fast alle Tage in seiner Gesellschaft, aber nie so interessant, als einen Nachmittag mit ihm, seiner Frau und einem Sohn, den wir schon lange hier haben, allein. Ich wollte dir nicht sagen, daß ich allem. Gedichte lesen mußte, wenn ich nicht dächte, es interessiere dich, was sie wählten. Sie verlangte die Mutter am Christabend, den Bettler und den guten Rath. Er den Nachtwächterruf. Er rieth mir, mehr Sorgfalt auf den Hexameter

1) Becker, S. 61 f.

2) Der anonyme Recensent in der „Oberdeutschen Allg. Literaturzeitung" vom 3. Juli 1803 hatte überdies sein Lob mit der Wendung geschlossen: „... aber auch Leser von höherer Bildung werden sie nicht ganz unbefriedigt aus den Händen legen." (Behaghel S. XII.) Die Stelle an Hitzig bei Becker, S. 150.

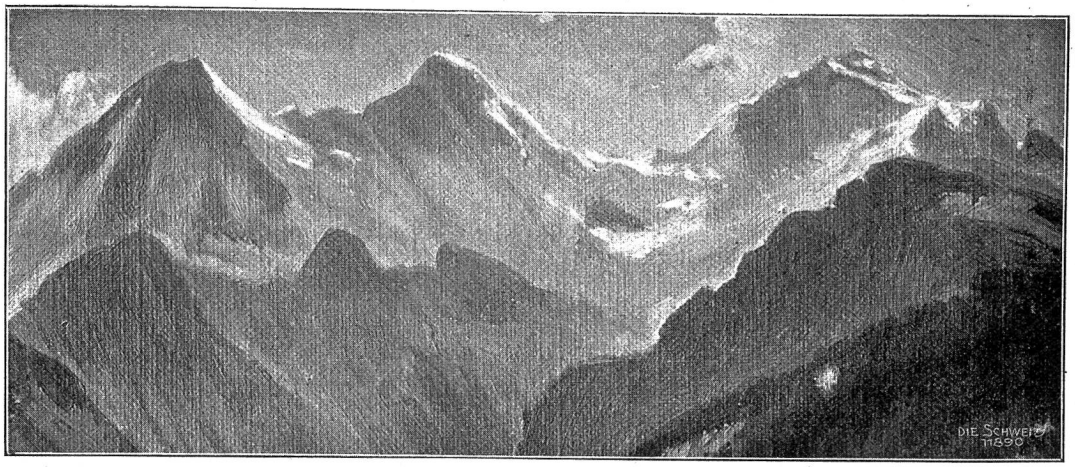
3) Becker, S. 184.

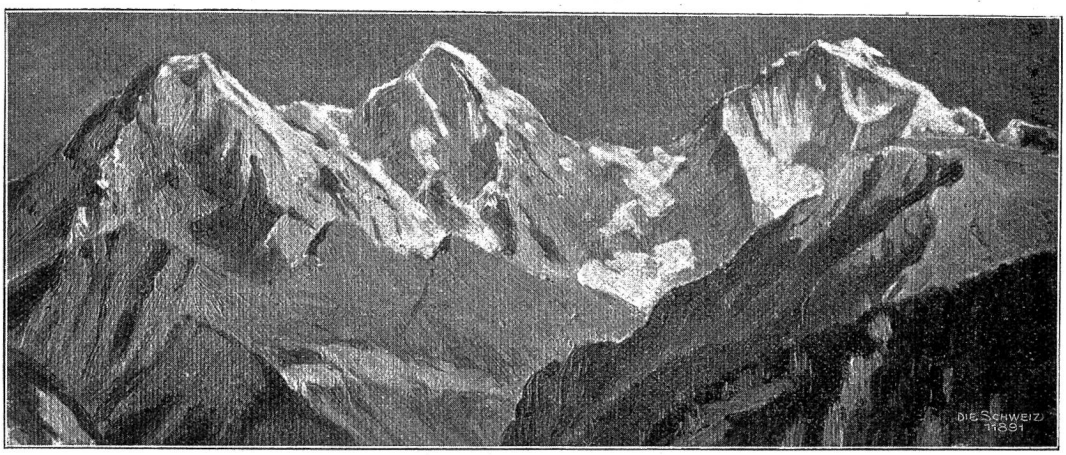
4) Goethes Werke, ed. Hempel Bd. 29, S. 418 ff.

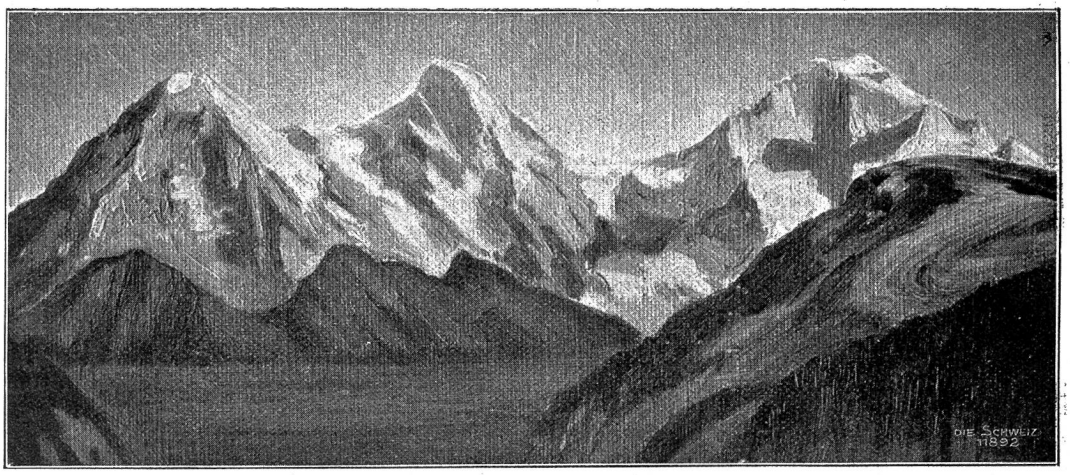
5) „Die Schweiz" 1897, S. 41.

6) Becker, S. 205. 7) A. a. O. S. XXIII. 8) Becker, S. 169 f.

Eiger Mönch Jungfrau

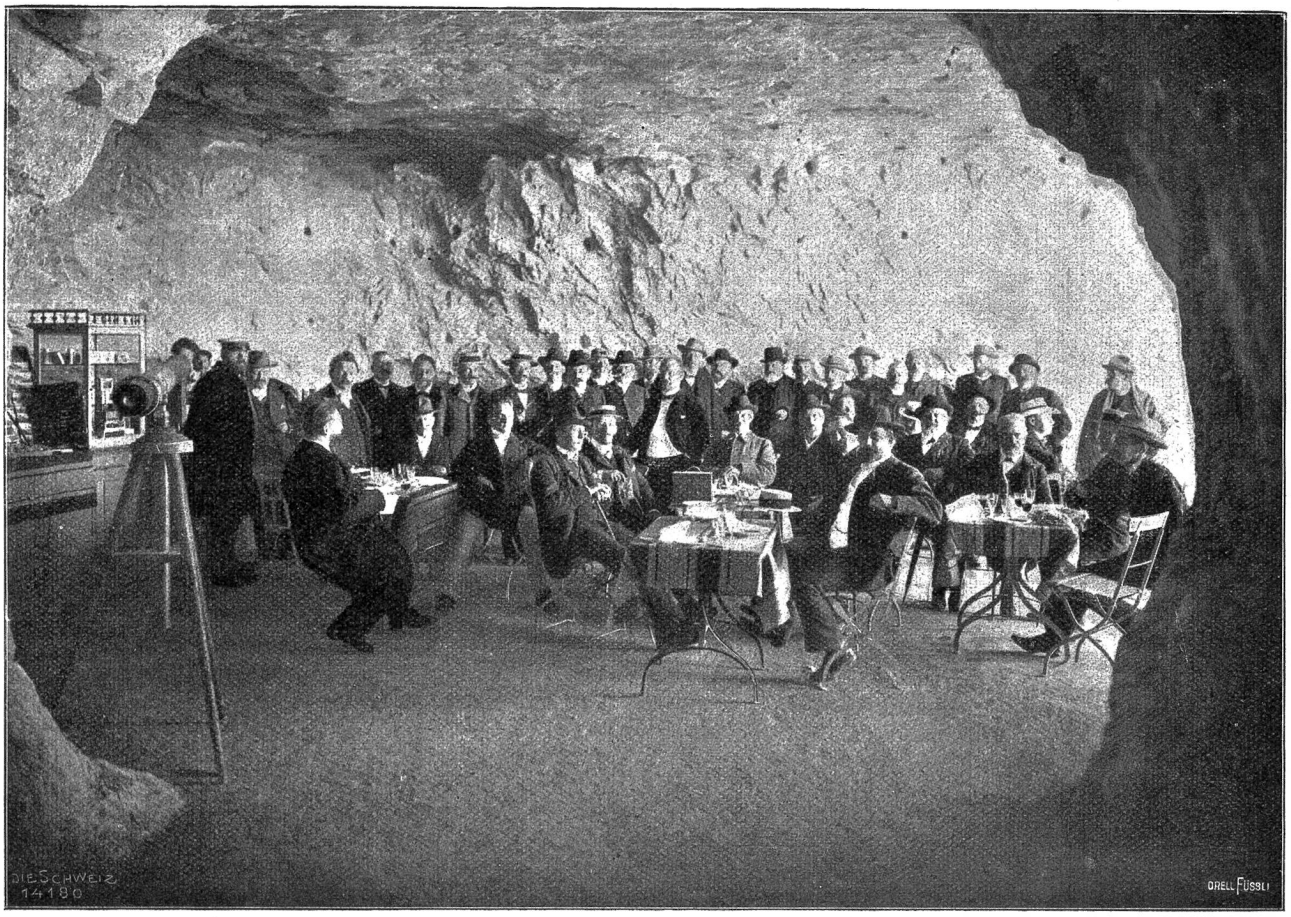






Jungfrau, Mönch und Eiger, vom Beatenberg aus, am Morgen, Mittag und Abend. Nach Oelbildern von E. Lauterburg, Bern.

Im Mittelgrund sieht man wie eine umgekehrte Wiederholung: Männlichen, Tschuggen und Lauberhorn, im Vordergrund rechts den Bellenhöchst an der Sulegg, vor diesem ein Stück des Leistigengrates. Das Kreuz an der Jungfrau ist jeweilen einige Tage vor der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche und wieder ein paar Tage nach derjenigen im Herbst am deutlichsten sichtbar. Gemalt sind die drei Bilder im September 1895, in dem heißen Spätsommer, der in den Bergen Schnee an Stellen zum Schmelzen brachte, die sonst dem Auge weiß erscheinen, so hauptsächlich am Mönch.



Zur Eröffnung der Station Eigerwand der Jungfraubahn: Teilnehmer an der Eröffnungsfeier am 28. Juni 1903 (Phot. Gebr. Wehrli, Kilchberg).

zu wenden, wo ich selber erzählend oder belehrend spreche, nicht beym gemeinen Dialekt zu bleiben, sondern ihn durch das Studium und die Vergleichung der alten allem. Schriftsteller zu veredeln und zu seiner Ursprünglichkeit zurückzuführen . . . Soll ich ihm folgen?" Behaghel führt denn auch die zahlreichen formellen Glättungen der dritten Auflage auf diese und ähnliche Mahnungen Vossens zurück.

Das lieblichste Erlebnis aber, das Hebel im Gefolge der „Allemannischen Gedichte" gehabt hat, ist dasjenige mit der berühmten mimischen Künstlerin Henriette Hendel-Schütz, in die sich der Dichter regelrecht verliebte. Lassen wir ihn (1809) selbst erzählen[1]): „Lieber Zenoides! 24. Tage hindurch, so lange Mad. Hendel hier war, schwelgte ich dismal in einem Genuß, der mir vor einem Jahre schon minutenweise unbezahlbar war. Sie gab dismal ihre mimischen Darstellungen öffentlich, dann die Jungf. von Orleans, Medea, die Grävin Orsina in Emilia G., die Phädra zweymal und am Montag ein Deklamatorium. Ihr Umgang ist aber eine immerwährende Sitzung der Akademie d. Künste, der goldenen Lebensweisheit und des Frohsinns."

„Der Montag war nicht nur mein, sondern des ganzen Oberlandes Ehrentag. Sie hatte schon während ihres Hierseyns fast alle Tage die all. Gedichte mit mir gelesen. Die gramatikalische Aussprache lernte sie anfänglich schwer, weil sie immer andere Dialeckte einmischte und immer mit dem Sinn davon flog. Die höhere, charakter-mahlende, fand sie, so bald jene Schwierigkeit besigt war, durch ihren Takt und die Gesetze ihrer Kunst selber und stellte den Charakter der Oberländer, wenn sie nicht luxurirte, oft zum Staunen treu und treffend dar. Unter den Stücken, die sie deklamiren wollte, stand unter den all. Gedichten nur Hans und Verene auf dem Zeddel. Sie trug es in Gegenwart des Hofes und Adels, des F. von Thurn und Taxis, mehrerer Fremden, die wegen dem Kayser[2]) hier waren, und mehr als 600 Personen verschiedener Stände unter beständiger Begleitung des allgemeinen Beyfalls vor, der am Ende in ein so lautes und langes Klatschen ausbrach, daß sie hoffen konnte, dem Publikum mit einer Repetition gefällig zu seyn, und fieng von neuem an: Es gfallt mer nummen eini. — Aber als iezt nach dem Zeddel eine Scene aus Makbeth folgen sollte, hielt sie einige Sekunden still, schaute mich (ich saß im Parquett in den vordersten Reihen) eine Weile lächelnd an, als die eine Spitzbüberey im Sinn hat und begann, mir selbst überraschend: „z' Fryberg in der Stadt[3])"

[1]) Becker, S. 236 ff.

[2]) Napoleon, der erwartet wurde, aber nicht kam.

[3]) „Der Schwarzwälder im Breisgau" (damals „Der verliebte Hauensteiner") Vers 16. Die zwei letzten Strophen lauten:

„Minen Auge gfallt
Herischried im Wald.
Woni gang, se denki dra,
's chunt mer nit uf d'Gegnig a
z'Herischried im Wald.

Imme chleine Huus
wandelt i und us —
gelt, de meinsch, i sagder, wer?
's isch e Sie, es isch kei Er
imme chleine Huus."

ꝛc. ꝛc. Auch dis vortrefflich und fast mit noch größerem Beifall, weil es unerwartet war. Aber nun denke dir ein Weib, das im stolzen, königlichen Bewußtseyn, alles thun zu dürfen, was es will, auch wirklich alles thut, was sie will — In der Stelle

Minen Auge gfallt — —
gel, de meinsch, i sag der Wer?

dreht sie sich nach mir, lächelt nach mir, sagt:

es isch kei Sie es isch en Er

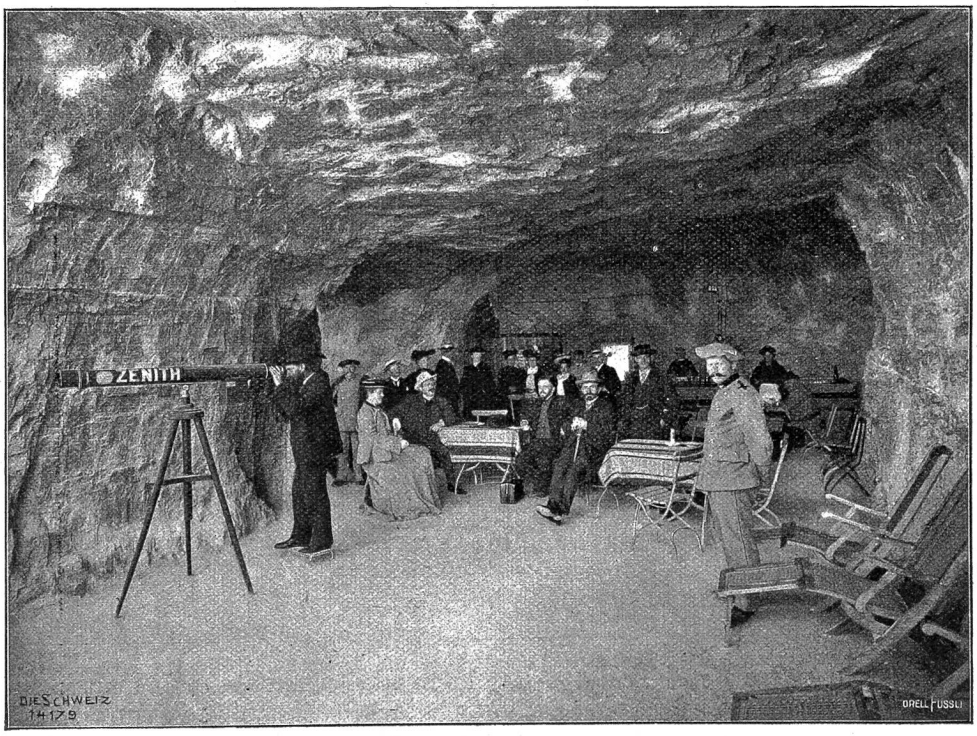
und deutet auf mich. — Eine Schauspielerinn auf dem Theater und ein Kirchenrath im Parquett!!! Hätte nicht das Publikum, wenn es auch nur einige Achtung für meine Person und mein Amt hat, iede andere mit dem Zeichen der Indignation auf der Stelle bestrafen müssen? Nichts! Das Klatschen dauerte so lang und laut, daß sie den Schluß Vers nicht mehr anbringen konnte, und statt für den Beyfall stumm zu danken, that sie es laut und sagte, daß sie dieses Glück (ich will aus Bescheidenheit nicht alles nachschreiben, aber das schönste) ihrem Freund Hebel zu verdanken habe, durch dessen Gegenwart sie begeistert sey. Meine Fassung kann ich nicht begreifen, wenn sie nicht selbe durch geheime Künste auf mich wirkte. Während alle Logen und Gallerien auf mich schauten, schaute ich auf sie und nickte ihr einen leichten, anständigen Dank. In solchen Abentheuern treibt man sich herum. Nach dem Akt holte ich sie in den Culissen zu einer großen Abendgesellschaft ab. Denn obgleich ieden Augenblick der Kayser erwartet wurde, wollten doch alle Eingeladenen lieber bei der gepriesenen Künstlerinn seyn, als die Ankunft des Helden sehn. In diesem Saal hielt ich eine Balkonsthüre (ohne Balkon) für ein Fenster, weil sie zum Behuf der Illumination eine leicht eingeschobene Blendung hatte, lehnte mich, wiewohl schon einmal gewarnt, um die Pfeife auszublasen, an die trügliche Brustwehr. In einem Nu lag Brustwehr, Lampen und Licht zerschmettert unten auf der Gasse und ich, ich weiß nicht durch welch Wunder, noch mit der schweren Hälfte des Körpers im Zimmer, obgleich der Kopf, der weit in der Luft und Nacht draußen schwebte, um 12. Uhr auch nicht mehr leicht war. In 4 Wochen kommt M. Hendel noch einmal auf 14. Tage . . . . .

Jez, bhüetich Gott der
Her;
en anderi Cheeri
mehr." [1])

Am 15. November desselben Jahres 1809 heißt es dann nach einer Einleitung über politische Dinge: „Laß uns dieses Faß einsweilen zuspunden und ein anderes anstechen, aus dem es geistiger fließt! Mad. Hendel gab am Abend vor ihrer Abreise (was sie dem russischen Gesandten wie man sagt für 20 Louisd'or abgeschlagen hatte) ihren Freunden und den hiesigen Künstlern aus Wohlwollen eine Kunstvorstellung, deren Effeckt keinen Namen hat und die sie wohl nie vor einem gemischten Publikum öffentlich preis gibt . . . Nach der Vorstellung nahm sie noch ein Abschiedsmal von einigen Freunden an . . . wobey ich mich auf ihr unwiderstehliches Verlangen mit der Deklamation des „Nachtwächters" und des „Morgensterns" blamiren mußte. Das Beste daran kann gewesen seyn, daß ich bey der Stelle: „er möcht em gern e Schmützli ge" [2]) die Deklamation mit züchtiger Aktion begleitete und bey der Stelle: „Er rüeft sim Sternli: Bhüti Gott" [3]) mit einem Affettuoso aufhörte. Aber wie iedes Fäßlein am Ende trüb lauft, so führt der Desegelesgeinet [4]) am nemlichen Tag die Madame Bürger [5]) in die Stadt, die einen Monat hier bleiben will. Sie will hier unter anderm auch allem. Gedichte deklamiren, und ich mußte sie, weil sie keine Warnung annimmt, schon eine Stunde lang in der Probe ab- und anhören. Morgen geht der Teufel los. Ich will aber heute noch den Brief so zusigeln, daß ich ihn selber gewiß nimmer aufbringe und will Morgen in meine eigenen Ohren fluchen, nicht in die Deinigen. Sieh, lieber Zenoides, so lieb hab' ich dich, daß ich dir gerne mein Festliches mittheile und meine Leiden allein trage. Gott bewahre dich vor poetischen Weibsleuten!" [6])

[1]) Vers 61 f. der „Mutter am Christabend" in leichter Veränderung. Eine etwas andere Darstellung der Sache bei Längin, S. 53 f.

[2]) Vers 40 des „Morgen-Sterns".
[3]) Vers 51.
[4]) Protenserausdruck für „Denglengeist", der als das böse Prinzip im Freundschaftsbund galt.
[5]) Des Dichters Gottfr. Aug. Bürgers dritte Gattin, Elise geb. Hahn, die nach ihrer Scheidung von B. (1792) zuerst als Schauspielerin, dann als Deklamatrice und plastisch-mimische Darstellerin in Deutschland reiste.
[6] Becker, S. 241 f.



Jungfraubahn: Das Felsenrestaurant bei der Station Eigerwand (Phot. Gebr. Wehrli, Kilchberg).

Besser als mit Frau Bürger-Hahn ging es ihm mit einer dritten Dame: „Es blüht mir," schreibt er im November 1811[1]), „eine neue allemanische Schülerin, Mad. Eslär[2]) von Mannheim. Ihren Mann, einen der ersten Schauspieler daselbst, kennst du vieleicht . . . Ich kann in gewißen Momenten inwendig in mir unbändig stolz werden und mich bis zur Trunkenheit glücklich fühlen, daß es mir gelungen ist, unsere sonst so verachtete und lächerlich gemachte Sprache classisch zu machen und ihr eine solche Celebrität zu ersingen. Sie ist nun gekannt, wird geliebt und studirt, wo Deutsche sind, in Paris, in Rom, in Warschau, in Petersburg. Sie wird auf den ersten Theatern, in Wien, München, Carlsruhe, Frankfurt, in den Deklamatorien mit Beyfall gehört und wandert nun mit Mad. Hendel nach Bremen, Hamburg und Petersburg. Letztere wählt folgende Stücke und rangirt sie ihrem Werth nach so: der Carfunkel, der verliebte Hauensteiner, Hans und Verene, d. Morgenstern, der Winter, die Mutter am Christabend, die Marktweiber."

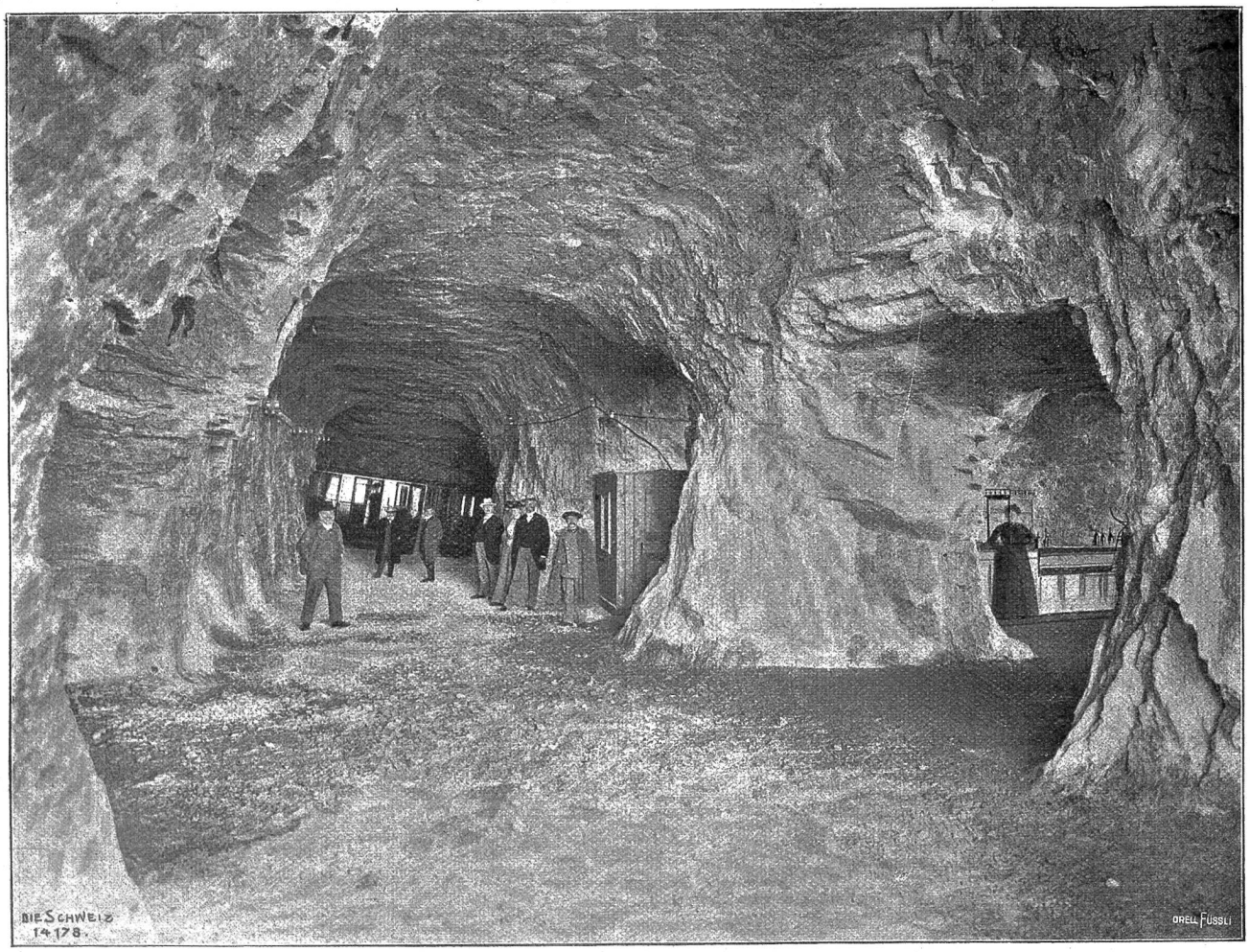
* * *

Hebel hat also noch selbst den Weltruhm seiner Gedichte erlebt und sich in stolzer Bescheidenheit darüber gefreut.

Ja, sie sind klassisch geworden seit ihrem ersten Erscheinen; sie selbst, nicht nur die Sprache, in der sie gesungen sind. Und das ist eigentlich eines der größten und wundersamsten Wunder der Weltliteratur: Ein Büchlein von 32 Gedichten macht seinen Verfasser zum Klassiker, zum unerreichten Meister der Dialektdichtung. Nur einer ist ihm seither bis auf die Höhe nachgefolgt: Klaus Groth. Aber auch der nannte Hebel seinen besten Lehrer, wenn auch seine Begabung wesentlich anders geartet, mehr aufs rein Lyrische als aufs Idyllische gerichtet war.

Wohl hat dann Hebel nochmals den Ruhm der Klassizität erreicht; in den Geschichten des „Hausfreundes" ist er der erste Meister aller kurzen Volkserzählung geworden; aber auf den Gipfel des Parnasses, wo ihm ein Goethe liebevoll und gern die Hand reicht, haben ihn nur die „Allemannischen Gedichte" gehoben. Sie hier zu loben und ihrem Wesen nach darzustellen, unterlassen wir. Es war uns nur darum zu tun, ihr Werden zu schildern, ihr Heraufkommen in eine Welt, in der so Weniges ewig jung bleibt.

[1]) Becker, S. 250 f.
[2]) Elise Eßlair geb. Müller, Gattin des berühmten Heldendarstellers Ferdinand Eßlair (1772—1840).



Jungfraubahn: Zugangsgallerie zur Station Eigerwand (Phot. Gebr. Wehrli, Kilchberg).
Die dem Betrieb übergebene (dritte) Teilstrecke (Rotstock-Eigerwand) führt ausschließlich durch einen Tunnel nach der 2887 M. ü. M. gelegenen, in harten Kalkfelsen eingehauenen Station Eigerwand.

Einzig Klaus Groths Urteil sei zum Schlusse angefügt. Dieser beste Versteher Hebels sagt[1]): „Was Hebel geschrieben, ist durch und durch Poesie, Poesie von reinstem Golde; es ist ihre allbezwingende Macht, die wir in ihm verspüren. Hebel schaut wie ein Kind alles mit beglückten Augen an, das Kleine wird ihm groß, das Alltägliche wunderbar, das Große lieblich, das Heilige zutraulich; er spricht alles aus wie ein Kind mit freundlich verwundertem Lächeln . . . Mit sicherem Griff nimmt er dazu die Sprache seines Stammes, da in ihr dieselbe Anschauung eines glücklichen Volkscharakters, wie in einem Spiegel jahrhundertelanger Erfahrung koncentriert, sich abbildet. Da steckt das Geheimniß seiner Wirkung."

[1]) Klaus Groth: „Hebel auf dem Parnaß" („Gegenwart" 1872, Nr. 21. S. 326) und „Ueber Mundarten und mundartliche Dichtung". Berlin 1873

Jungfraubahn: Ausblick von der Station Eigerwand auf Grindelwald (Phot. Gebr. Wehrli, Kilchberg).

Die Tochter des Philosophen.

Roman von **Sophie Wiget**, Zürich.

(Mit Verwendung eines englischen Stoffes).

(Fortsetzung). Nachdruck verboten.

Gordons Augen bekommen stählernen Glanz, wie er den Namen des verräterischen Paschas nennen hört. Er sagt ruhig, mit Verachtung im Ton:

„Sehr wahrscheinlich; denn Faragh ist nicht zu trauen. Ich habe den Mann zu allem gemacht, was er jetzt ist, und nun würde er mich verraten, wenn er könnte. Ich fürchte, er hat eine Schurkennatur und kommt nicht dagegen auf. Aber er wird uns nicht verhindern können, unsere Pflicht bis zuletzt zu tun. Ach, zweihundert tüchtige Männer schon würden genügen, um mit uns die Stadt noch auf Monate hinaus zu halten! Doch — was ists weiter mit Ihrem Gefangenen?"

Sir Austen erwidert den warmen Blick des Generals mit Verehrung und berichtet leise weiter:

„Der Mann erzählte uns, daß der Mahdi Nachricht bekommen habe von einer großen Niederlage seiner Truppen bei Abu Klea. Stewart selbst sei verwundet oder tot; aber seinen Leuten sei es gelungen, Metamneh zu erreichen. Und bei dem Feind herrsche die Ansicht, daß spätestens am Dienstag ein Angriff gemacht werden müsse, da unsere Hilfstruppen schon Mittwoch oder Donnerstag hier eintreffen können."

Der Gouverneur lauscht dieser wichtigen Nachricht mit stillem, intensivem Interesse.

„Meine eigenen Informationen lauten ähnlich; so wären wir also nur noch drei oder vier Tage von unserer Rettung entfernt. Ich habe viel gebetet, und nun scheint dieser Kummer von mir genommen zu werden. Mein Kummer gilt einzig und allein meinem armen, hungernden Volk. Aber diese Aussicht auf das baldige Eintreffen der Hilfsmannschaft macht die gegenwärtige Lage um so schwieriger. Sie werden den Angriff nun unter allen Umständen wagen müssen, ehe unsere Verstärkung eintrifft. Alles hängt also jetzt von den nächsten Tagen ab. Der Mahdi ist ein zu guter Stratege, um diesen Knotenpunkt nicht zu benutzen. Je näher unsere Hilfe ist, um so mehr wird er zum Angriff drängen. Er wird vorgehen, ehe es wieder Morgen ist. Ich muß Ihren Gefangenen sprechen, wo ist er?" Und Sir Austen antwortet respektvoll:

„Am Bourré-Tor, unter Bewachung von Ali Ismail, General."

Bei diesen Worten springt der General vom Stuhl auf, als ob ihn ein Schuß getroffen hätte.

„Unter Bewachung von Ali Ismail!" ruft er ungläubig. „Habe ich Sie recht verstanden, Colonel? Was haben Sie gedacht, als Sie das taten? Dieser Spion drängt sich herzu, um mit Faragh zu konspirieren, und Sie stellen ihn unter die Bewachung Ali Ismails, Faraghs Busenfreund! Bei einem weniger bewährten und vertrauenswürdigen Mann würde ich das strafbare Nachlässigkeit nennen! Verlassen Sie sich darauf, er überbrachte Faragh eine Botschaft des Mahdi!"

Sir Austen ist kreidebleich geworden. Seine Lippen beben, während er sagt:

„Allmächtiger Gott! Sie haben Recht, General, und ich muß wahnsinnig gewesen sein, daß mir dieser Gedanke nicht gekommen ist!"

Der General geht langsamen Schrittes der Treppe zu.